Wärme und mechanische Kraft.

Dem von uns bereits erwähnten neuen Organ der Leipziger Polytechnischen Gesellschaft, der von W. H. Uhland herausgegebenen „Neuen Deutschen Gewerbezeitung", welche wir unsern Lesern angelegentlich empfehlen, entnehmen wir nachstehenden Artikel von Dr. Roda:

Die alte, durch Lavoisier widerlegte Ansicht, daß jeder brennende Körper ein unbestimmtes Etwas nach außen hin abgebe, war nicht durchaus irrig; auch das Phlogiston unserer Vorfahren, in dessen Entweichen aus den brennenden Stoffen sie die Erklärung des Verbrennungsprocesses zu finden glaubten, ist eine Wahrheit, wenn auch in ganz anderem Sinne als man damals annahm. Denn jede Oxydation eines Körpers, wenn sie auch die Masse und das Gewicht desselben vermehrt, ist zugleich mit einem Verlust für denselben verbunden; es ist die Wärme, welche der brennende Körper an seine Umgebung abgibt, die wir heute an die Stelle des alten Phlogiston zu setzen haben. Aber freilich ist die Wärme kein Stoff welcher aus seiner Verbindung entweicht, die neuere Physik lehrt uns vielmehr ihre Natur als eine für das Auge nicht mehr wahrnehmbare Bewegung der kleinsten Körpertheilchen erkennen; sie zeigt uns zugleich, wie Wärme durch bewegende Kraft und umgekehrt diese durch jene entwickelt zu werden vermag. Einige einfache Beispiele werden dies erläutern:

Denken wir uns, zwei unelastische Massen von gleichem Gewicht werden mit gleicher Geschwindigkeit gegeneinander bewegt, so müssen dieselben durch den Zusammenstoß zur Ruhe kommen. Die Kraft, welche ihnen ihre Bewegung ertheilte, scheint also in ihren Folgen vernichtet. Sie scheint es nur, denn an ihrer Stelle tritt unverweilt eine neue Erscheinung hervor; die Temperatur der gestoßenen Massen zeigt sich erhöht; aus der Bewegung, welche verschwand, ist Wärme entstanden. In ähnlicher Weise sehen wir überall, wo Bewegung gehemmt wird, wie beim Reiben, Bohren, Hämmern u. dgl. eine der verschwundenen Bewegungsgröße entsprechende Menge von Wärme auftreten. Umgekehrt bedienen wir uns der Wärme zur Hervorrufung von Bewegung; jede Dampfmaschine ist eine Apparat, welcher dem Zweck dient, die durch Verbrennung erzeugte Wärme in mechanische Kraft zu verwandeln; der Dampf, welcher die Maschine verläßt, hat eine der geleisteten Arbeit entsprechende Menge seiner frühern Wärme verloren. Mechanische Bewegung und Wärme erscheinen hiernach nur als zwei verschiedene Formen, in welchen die Wirkung einer und derselben Kraft je nach den äußern Verhältnissen auftritt, und ebenso wie der Stoff in der Verbrennung nicht vernichtet wird, sondern nur die Form, die Erscheinung wechselt, so zeigt sich also die Kraft als unzerstörbar, und an die Stelle des scheinbaren Verschwindens derselben tritt die Verwandlung in eine neue Form.

Die Thatsache, daß Wärme durch gehemmte Bewegung entsteht, ist eine allbekannte, beruht doch das ursprünglichste Feuerzeug wilder Völkerschaften auf der Reibung zweier Hölzer aneinander. Dagegen ist das Gesetz, daß die Menge der erzeugten Wärme unter allen Verhältnissen der Menge der dazu aufgewandten Arbeit genau entsprechend ist, daß also einem bestimmten Quantum von Wärme ein ebenfalls bestimmtes Quantum mechanischer Arbeit in der Art entspricht, daß jenes aus diesem und umgekehrt entwickelt werden kann, ein Resultat neuerer Forschung. Zwar stellt schon im Jahr 1798 der Physiker Graf Rumford eine derartige Rechnung an, doch war dieselbe nur eine annähernde, und erst durch die Forschungen des Arztes Dr. Mayer in Heilbronn (1842) wurde jenes Gesetz der Aequivalenz von Wärme und Arbeit genauer aufgestellt und nachgewiesen.

Der Versuch von Rumford bestand darin, daß er einen stumpfen Stahlmeißel fest auf den Boden eines Kanonenrohrs aufpressen ließ, welches in einem mit Wasser gefüllten Kasten stand; das Rohr wurde dann durch einen Pferdegöpel in drehende Bewegung gesetzt, wodurch das Wasser sich bis zum Kochen erhitzte. Die infolge der Arbeiten Mayer's von verschiedenen Forschern und auf die verschiedensten Methoden angestellten Versuche und Messungen haben übereinstimmend ergeben, daß eine Kraft, welche 424 Kilogramm auf eine Höhe von einem Meter zu heben vermag, derjenigen Wärmemenge entspricht, welche nöthig ist, um die Temperatur eines Kilogramms Wasser um einen Grad des (hunderttheiligen) Thermometers zu erhöhen. Man nennt diese Wärmemenge eine Calorie und bedient sich derselben als Maß oder Einheit bei Wärmemessungen. Jede solche Calorie liefert also, wenn sie, z. B. durch die Dampfmaschine, in Arbeit verwandelt wird, eine Kraft von 424 Kilogramm-Meter, und umgekehrt entsteht aus jedem Kilogramm-Meter an Kraft bei der Verwandlung derselben in Wärme der 424. Theil einer Calorie.

Die Wärme selbst aber, die sich in Bewegung zu verwandeln und wieder aus Bewegung zu entstehn vermag, kann selbst nur eine Bewegung sein. Indem die dem Auge als solche sichtbare Bewegung sich auf die kleinsten Massentheilchen eines Körpers überträgt und vertheilt, entschwindet sie dem Gesichtssinn, aber der in seinem innern Zustand veränderte Körper vermag die Bewegungen seiner Theilchen auf seine Umgebung und so auch auf unsern Körper zu übertragen, der dann dieselben als Gefühl des Warmen oder Heißen wahrnimmt.

So ist es also auch bei der vorzüglichsten unserer irdischen Wärmequellen, bei dem Verbrennungsproceß, nicht ein Stoff, welcher aus dem brennenden Körper ausscheidet, sondern lebendige Kraft, die er an seine Umgebung verliert. Eben diese Kraft, aber ist es, welche das zerstörende Element des Feuers, gefesselt im Dienste des Menschen zur wohlthätigen Himmelsgabe, zur ersten Grundlage für Industrie und Gewerbe und damit zur Schöpferin menschlicher Gesittung gemacht hat.

Von der wiener Weltausstellung.

Die Ausstellungsarbeiter.

Man geht hinab in den Prater, man bewundert das großartige Werk das da in seiner weiten Ausdehnung und herrlichen Mannigfaltigkeit mit Recht unter die bedeutendsten Wunderschöpfungen der Welt gezählt wird, man preist das Genie derjenigen, die es ersonnen, und die Thatkraft dessen, der es ausgeführt, mit Recht. Aber man vergißt wohl meistens einen dritten, keineswegs unwichtigen Factor, ohne den das Werk Project geblieben wäre und nie zur That hätte reifen können. Es sind dies die Tausende fleißiger Arbeiterhände, deren unermüdlichem Schaffen es gelungen ist, in der verhältnißmäßig kurzen Frist von wenig mehr als zwei Jahren aus einem Wald, aus einer theils höher, theils tiefer gelegenen, im Zustand natürlichster Ungebundenheit befindlichen Aue den Ausstellungsplatz in seiner heutigen Gestalt, mit seinen herrlichen Palästen und Hallen, seiner riesigen Rotunde, den lieblichen Pavillons, den reizenden Gartenanlagen, dem planirten Terrain herzustellen. Diese Weltausstellungsarbeiter, ihre Leistungen je nach Verschiedenartigkeit der Arbeitsgruppe, für welche sie verwendet wurden, die materiellen Verhältnisse, unter denen sie das mächtige und umfangreiche Werk ausführten, die Organisation, welche zum gedeihlichen Zusammenwirken so namhafter und zahlreicher Arbeitskräfte getroffen wurde, die ethnographischen und culturhistorischen Folgerungen, die sich bei der Verschiedenheit in der Nationalität dieser Arbeiter aus der Beobachtung ihrer Arbeitsergebnisse ziehen ließen — alles das gäbe genügenden Stoff für ein gewiß nicht uninteressantes Buch, ein Buch, welches geradezu geeignet wäre, eine Lücke im geistigen Inhalt der Weltausstellung auszufüllen.

Es wird seitens der Generaldirection der Weltausstellung auch beabsichtigt, in einer „Geschichte und Statistik der Ausstellung" die wesentlichsten der hierauf bezüglichen Daten zusammenzustellen. Gegenwärtig jedoch nimmt die Erledigung der dringendsten laufenden Geschäfte so viel Zeit in Anspruch, daß so weit gehende Dinge vorläufig in den Hintergrund gedrängt erscheinen; auch ist das Material dafür so sehr zersplittert in den einzelnen Bureauabtheilungen, daß es für den Augenblick nicht einmal möglich ist, auch nur einen annähernden Ueberblick rücksichtlich der eben angedeuteten Verhältnisse zu gewinnen.

Man muß sich daher zur Stunde, da alles statistische Material hierzu mangelt, mit dem Resultat privatim angestellter Beobachtungen begnügen. Aus diesen nun geht hervor, daß man die zur Ausführung der Weltausstellungsvorarbeiten verwendeten Arbeiter nach der Gattung ihrer Thätigkeit in diejenigen, welche den Unterbau und die Herstellung der Straßen sowie der Gartenanlagen, kurz die Terrainarbeiten besorgten, ferner in die Maurer und Zimmerleute, dann in die Eisenarbeiter, weiters in die zur Herstellung gewisser nationaler Sonderbauten aus dem betreffenden Land herangezogenen nationalen Arbeiter, dann in das zu Ausstellungsarbeiten verwendete Militär, endlich in die Handwerker, welche die innern Arbeiten und jene der Installation der einzelnen Abtheilungen besorgten, eintheilen könnte.

Das bunteste Völkchen bildeten wohl die Arbeiter der zuerst bezeichneten Gattung, deren im ganzen zwischen sieben- und achthundert gewesen sein mögen. Gegen fünfhundert davon waren aus Italien herbeigezogen, Leute, welche trotz ihres durchgehends ziemlich wilden und verwilderten Aussehens sehr fleißige und geschickte Arbeitskräfte sind. In der Umgebung von Wien kennt man diese, meist mit schlotterigen Blusen und einem spitzigen Filzhut bekleideten Gestalten, welche mit ihren wettergebräunten Gesichtern und krausen Bärten nicht wenig an die Abruzzen und deren schauerliche Banditengeschichten erinnern, gar wohl; werden sie doch seit längerer Zeit bei den Arbeiten der Donauregulirung, der Hochquellenwasserleitung und der meisten Eisenbahnbauten, kurz überall da, wo es sich um Erd- und Deichgräberarbeiten handelt, verwendet. Einen eigenthümlich fremdländischen Eindruck machen auch die bei ihnen in Gebrauch stehenden zweiräderigen und einspännigen Karren, mittels deren sie das aufgegrabene Erdreich wegführen. Außerdem waren auch für diesen Theil der Arbeiten zahlreiche Czechen und Slowaken thätig, und daß auch manche deutsche Arbeiter in Verwendung standen, läßt sich denken. Weniger leicht mag man sich eine Vorstellung der babylonischen Sprachverwirrung machen, welche durch das Zusammenschreien der so verschiedenen Volksstämmen angehörenden Arbeiter erzeugt wurde. Dieselben waren in der Regel in Parteien zu 40 bis 60 Mann getheilt, deren jede einen Parteiführer zur Beaufsichtigung hatte. Ihre Bezahlung bestand in einem Taglohn, welcher zwischen 1 Fl. 40 Kr. und 1 Fl. 80 Kr. schwankte.

Zur Aufführung der umfangreichen und mächtigen Gebäude auf der Ausstellung war zu verschiedenen Zeiten eine wechselnde Anzahl von Maurern und Zimmerleuten thätig. Im Durchschnitt dürfte ihre Zahl ungefähr 7000 betragen haben. Eine klare Uebersicht hierüber sowie über die persönlichen Eigenschaften und die materiellen Verhältnisse dieser Arbeiter läßt sich deshalb ziemlich schwer gewinnen, weil dieselben keineswegs im directen Dienstverhältniß zur Generaldirection standen. Vielmehr hatte diese, um die kolossale Arbeitsmenge zu bewältigen, die Bau- und Zimmerarbeiten an einzelne Unternehmer oder Baumeisterconsortien vergeben, welche ihrerseits wieder gewisse Arbeitspartien an Subunternehmer übertrugen. Selbstverständlich hatte jedoch die Generaldirection nicht versäumt, ihrerseits die nöthige Aufsicht über die Durchführung der Arbeiten zu üben, ein Geschäft, dem besonders der Chef der Centralbauleitung, Baumeister v. Hocompay, mit anerkennenswerther Umsicht und hingebendem Eifer oblag. Die Maurer und Zimmerleute, welche den Industriepalast mit seinen vielfachen Seitengebäuden, die Maschinen- und Kunsthalle u. s. w., die mächtigen Holzbauten der Landwirthschaftshallen und der Annexbauten des Deutschen Reichs, endlich die zahlreichen kleinen Pavillons aufführten, stammen großentheils aus den deutschen Provinzen Oesterreichs. Ihre Bezahlung wurde theilweise durch Taglohn, theilweise im Weg der Accord- oder Stückarbeit geregelt, und belief sich der Taglohn je nach der Qualität der Leistung bei den Maurern auf 1 Fl. 80 Kr., 2 Fl., 2 Fl. 50 Kr., bei den Zimmerleuten auf 2 Fl. 50 Kr., 3 Fl. bis 3 Fl. 30 Kr. Die Accordarbeiter erzielten einen meist noch höhern Lohn.

Die Unterkunft dieser sowie der Arbeiter erster Kategorie wurde von denselben meistentheils privatim in entlegenen, an den Prater grenzenden Vorstädten von Wien gefunden, so namentlich in Erdberg und in Zwischenbrücken. Für jene, welche solche Unterkunft nicht fanden, hatte die Generaldirection auf dem hinter der Maschinenhalle liegenden Donauregulirungsrayon 16 hölzerne Baracken errichtet, in welchen der Arbeiter ein reinliches Bett für 10 Kr. für die Nacht erhielt.

Die Eisenarbeiter fanden ihre Verwendung beim Bau der Rotunde und standen unter der Leitung der Ingenieure Harkort's, welcher den eisernen Riesenbau nach der Idee Scott Russell's ausführte. Es waren darunter hauptsächlich Schlosser und Kesselschmiede; die letztern wurden zur Vernietung der eisernen Dachplatten verwendet.

Nationale Arbeitskräfte standen bei dem Bau der ägyptischen, der türkischen, der japanesischen, der russischen und der schwedischen Gebäude in Verwendung, welche, wie in ihrer Arbeitsthätigkeit so auch in ihren Lebensverhältnissen, von der großen Menge der Arbeiterschaft ziemlich abgesondert blieben.

Ferner wurde, wie schon erwähnt, zu den Ausstellungsarbeiten auch Militär verwendet. Dasselbe gehört der österreichischen Genietruppe (dunkelblaue Uniform mit ponceaurothen Aufschlägen) an und hatte jenseit des Heustadlwassers Baracken zur Unterkunft, an deren Stelle nunmehr eine ziemlich umfangreiche provisorische Kaserne für diese Truppe getreten ist.

Endlich gehören noch hierher die vielen Handwerker, als Tischler, Schlosser, Anstreicher, Tapezierer, Vergolder u. s. w., welche die innere Decoration der Gebäude sowie die Einrichtung der einzelnen Ausstellungsgruppen besorgten. Diese waren zwar größtentheils Oesterreicher und von der Generaldirection besoldet; dagegen hatten die einzelnen ausländischen Commissionen auch ihrerseits aus der Ferne ihre heimatlichen Arbeitskräfte mitgebracht, was besonders bei der Abtheilung des Deutschen Reichs, dann bei jener Frankreichs und zum Theil auch Englands der Fall war.

Das siebenbürgisch-sächsische Bauernhaus.

Einfach und nüchtern, aber mit dem Stempel einer gewissen Wohlhabenheit und Civilisation präsentirt sich in der Dorfgruppe auf der östlichen Seite des Weltausstellungsplatzes das Bauernhaus aus dem siebenbürger Sachsenland. Das Haus unterscheidet sich auf den ersten Blick von den vielen dort stehenden nationalen Bauernhäusern der Ungarn, Kroaten, Russen, Polen u. s. w. dadurch, daß es nicht aus Holz gefertigt, sondern gemauert ist. Es sieht mit der schmalen Fronte, also mit dem Giebel, nach der Straße und trägt an demselben auf der weiß getünchten Wand die sichtlich von der hohen Achtung des eigenen Lebensberufs zeugende, im Sachsenland häufig vorkommende Inschrift:

„Der Kaiser führt das Schwert,
Der Bauer führt den Pflug. —
Wer alle beid' nicht ehrt,
Der ist gewiß nicht klug."

Doch treten wir ein, und besehen wir uns die Wohnstätte des vom deutschen Mutterland so weit entfernt lebenden deutschen Landsmannes! Die Wohngemächer liegen in einem hohen Erdgeschoß, sodaß man über eine kleine Treppe zu ihnen emporsteigen muß. An dieser Treppe zeigt die breite Hofseite des Hauses einen überdeckten Vorsprung, die „Laube", unter welcher der Abhang nach den Kellerräumen sich befindet. Durch die mit Topfblumen geschmückte Laube gelangt man in das Vorderhaus, den mittlern Theil des Gebäudes. Dieses Gemach dient als Vorrathskammer und Küche. Aus ihm kommt man nach rechts in das vordere größere, nach der Straße sehende Wohnzimmer, nach links in ein zweites Wohngemach, neben welchem eine Kammer, von dem darin meist aufbewahrten Speck Speckkammer geheißen, sich befindet. Die Einrichtung ist einfach, bäuerlich, entbehrt jedoch nicht eines gewissen ländlichen Comforts und macht in ihrer spiegelnden Reinlichkeit den Eindruck bäuerlicher Wohlhabenheit. Stühle, Bänke, Schrank und Bett sind auf rothem Grund mit derb gezeichneten Blumen bemalt. Fast unmittelbar unter der Zimmerdecke läuft um die vier Wände herum ein Rahmen, auf welchem zinnerne und thönerne Teller liegen und von dem auffallend viele, zum Theil nett verzierte Krüge herabhängen. An der einen Seitenwand des Gebäudes befindet sich ein kleiner Garten, der das ländliche Bild vervollständigt. Wie fast alle Bauernhäuser auf der Ausstellung wird auch dieses Haus von einem Originallandmann, der zu diesem Zweck aus der fernen Heimat mit seiner Familie nach Wien gekommen ist, bewohnt. Derselbe — sein Name ist Kraft und sein Wohnort Michelsberg bei Hermannstadt — spricht deutsch in allgemein verständlicher Weise, während bekanntlich der Dialekt der siebenbürger Sachsen die Eigenschaft allgemeiner Verständlichkeit keineswegs besitzt.

Es ist erstaunlich, wie getreu dies Häufchen deutscher Bauern im Jahrhunderte langen Kampf, zuerst mit der Wildniß und dann mit den Kumaniern und der drückenden Türkenherrschaft, seine Nationalität bewahrt hat und in der Cultur nur wenig hinter den entfernten Stammesbrüdern zurückgeblieben ist. Namentlich die Deutschen vom Mittel- und Niederrhein, wenn sie zur Ausstellung nach Wien kommen, mögen nicht versäumen, sich das Häuschen mit seinen freundlichen grünen Fensterläden anzusehen; denn aus ihren gesegneten Gauen stammen hauptsächlich die Deutschen Siebenbürgens, welche, wenn auch schon seit Jahrhunderten, so doch ohne Grund den Namen Sachsen führen.

Das Szeklerhaus.

In Siebenbürgen wohnen drei Volksstämme: Deutsche, Ungarn und Walachen, welche drei wesentlich von einander verschiedene Culturstufen sowohl in ihren persönlichen Eigenschaften und Anschauungen wie in ihrer Lebensweise veranschaulichen. Die Mitte zwischen dem verhältnißmäßig hoch entwickelten Sachsen und dem in der Cultur noch wenig vorgeschrittenen Walachen hält der Siebenbürgische Magyare, Szekler genannt. Der verschiedene Culturgrad veranschaulicht sich recht wohl in der Beschaffenheit ihrer Wohnungen. Neben dem fast bürgerlich behäbigen gemauerten Sachsenhaus steht auf dem Weltausstellungsplatz die niedere hölzerne Blockhütte des Szeklers. Eine walachische Wohnung wurde leider nicht errichtet, sie böte auch wohl das meiste Interesse durch das, was man an ihr nicht sehen würde, denn sie besteht zumeist aus einem spitz zulaufenden, auf den Boden aufstehenden Dach.

Das Szeklerhaus, aus groben Balken gezimmert, ist auf zwei Seiten von einer Gallerie umgeben und enthält im niederen Erdgeschoß ein kleines Vorhaus, dann nach vorn ein geräumigeres Wohnzimmer, nach rückwärts eine kleine Kammer. Das Haus ist auf der einen Seite vom Hofraum eingeschlossen, in welchen man durch den Haupteingang von der Gasse aus gelangt. Auf dem Thürstock dieses hölzernen Eingangsgitters ist eine sonderbare Ornamentik in erhabener, roth und blau bemalter Schnitzerei zu sehen, welche auf dem Thorbogen als Willkommen die Worte in magyarischer Sprache umschließt: „Ist dein Herz brav und gut dein Sinn, dann tritt nur hier herein!"

Nicht ohne Interesse sind die Dinge, die man für den häuslichen Gebrauch bestimmt an Wänden und Querstangen hängen sieht. Außen gegen den Hof hängen in langer Reihe Kukuruz- (Mais-) bündel, im Vorhaus Thierfälle und allerlei geflochtene Körbe, im Wohnzimmer eigenthümliche, aus Feuerschwamm zubereitete Hüte und Kappen, ferner eine ganze Sammlung alter Waffen, wie sie vor langen Jahren von den tapferen Szeklern in den Türkenkriegen, aber in Ermangelung anderer auch noch im Revolutionsjahr 1848—49 gehandhabt wurden. In der Kammer sieht man einen primitiven Webstuhl, auf welchem der gesammte Hausbedarf an gewebten Stoffen gearbeitet wird. Auch die oben erwähnten Körbe und Hüte werden im Hause verfertigt und bilden für den Szekler einen Handelsartikel.

Der Szekler hat in der Regel eine ziemlich wilde Erscheinung, schwarzen Haar- und Bartwuchs und feurige dunkle Augen. Es ist dies auch nicht zu verwundern, wenn man die Abstammung erfährt, deren er sich rühmt. Die Szekler stammen nämlich nach ihrer eigenen Sage von Attilla, dem mächtigen Hunnenkönig her und behaupten, bereits im Land gewesen zu sein, ehe noch die Magyaren kamen. In ihren Wohnungen findet man auch häufig die Bildnisse des gewaltigen Attila und des Csabo, seines jüngsten Sohns, der nach gleicher Sage in der fürchterlichen Gothenschlacht nicht besiegt worden, sondern mit seinen Leuten in die abgelegenen Thäler Siebenbürgens gezogen sei, und dessen Geist nun seine Kinder, die Szekler, vor allem Unheil bewahre und beschütze.

Der Damenkaffee.

Luise Büchner, deren Buch: „Die Frauen und ihr Beruf" wir schon erwähnten, schildert diesen interessanten Gegenstand folgendermaßen:

„Ist denn dieses vielgeschmähte, unschuldige Vergnügen der gepflegten deutschen Frauenwelt so überaus wichtig, daß man ihm auch noch gar ein besonderes Capitel widmet?" so wird vielleicht manche empfindliche Leserin entrüstet fragen, und dabei aller der frohen, gemüthlichen Runden gedenken, die sie im Kreise von lieben Freundinnen bei dem duftenden Schälchen Mokka verbringt. — Sie hat nicht ganz Unrecht mit ihrer Entrüstung, denn sie merkt schon im Voraus, daß das Capitel schwerlich zum besonderen Lobe und der Verherrlichung der „urgemüthlichen, deutschen Kaffeevisite" dienen soll.

Wir antworten ihr aber schnell gefaßt, daß wir gar nicht daran denken, das „Kaffeestündchen" angreifen zu wollen. Es hat seine volle, ja sogar historische Berechtigung, es ist von den größten Dichtern unserer Nation besungen und gepriesen worden, es vereinigt den Familienkreis so behaglich an der Tafelrunde, und wo zwei Freundinnen sich ihre tiefsten Herzensergießungen einander mitzutheilen haben, wo ein paar Hausfrauen einmal in stiller Stunde die Freuden und Leiden ihres Haus- und Familienstandes gegenseitig austauschen möchten, oder ein paar alte Damen, die des Abends nicht mehr ausgehen, ihr Spielchen zusammen machen, da giebt es gewiß keine angenehmere Zuthat, als den arabischen Zaubertrank, der die Zungen löst und die Phantasie beflügelt.

Wir haben es hier mit einem anderen Feind des weiblichen Geschlechts zu thun, den man durchaus nicht mit dem „Kaffeestündchen verwechseln muß, wir meinen den „wohlconditionirten, regelrechten Damenkaffee". Ihn näher zu beschreiben und die Vorwürfe zu wiederholen, die man schon so oft gegen ihn geschleudert, wodurch er sich indessen gar nicht in seiner Existenz beirren läßt, ist keineswegs unsere Absicht — wer gern klatscht, findet dazu immer Gelegenheit, auch ohne „Damenkaffee" — wir möchten nur einmal recht nachdrücklich hervorheben, wie viel schöne, gute Zeit, wie die besten Tagesstunden damit vergeudet werden. — Die mittelalterliche Sitte des Ausgehens, des geselligen Verkehrs zwischen dem Mittag- und Abendläuten hat sich nirgends so beständig erhalten, als in Deutschland und vorzugsweise unter den Frauen der besseren Stände, denn die arbeitende Frau hat keine Zeit, sich zu diesen Stunden, außer am Sonntag, zu vergnügen. Wie so Vieles in unserem Leben, ist auch diese Sitte mannigfach zur Unsitte geworden. Es scheint uns wenigstens eine Art Unsitte zu sein, wenn jugendliche Frauen und Mädchen, noch in der Vollkraft des Lebens, sich zur besten Tags- und Arbeitszeit in eine entsprechende Toilette werfen, den Strickstrumpf oder eine andere leichte, noch nichtssagendere Arbeit in die Tasche stecken, um sich in einen „Damenkaffee" zu begeben und dort drei bis vier Stunden lang in der unfruchtbarsten und oft unerquicklichsten Weise ihre Gedanken und Neuigkeiten auszutauschen, während Berge von Kuchen und Süßigkeiten vor ihnen aufgehäuft stehen.

Was hat nun diese Art von Geselligkeit für einen Zweck und wer amüsirt sich dabei? Eigentlich Niemand, aber man ist einmal an diesen Schlendrian gewöhnt und so geht es mit Grazie weiter in das Unendliche; die jungen Mädchen fangen damit an; die jungen Frauen setzen es fort und der „Damenkaffee" wird zu einer nicht mehr abzuschüttelnden Gewohnheit bis in's hohe Alter hinein, nur damit immer langweiliger, schaler und abgestandener.

Aber hoffen wir, daß auch seine Tage gezählt sind; je mehr die Frauen sich ernster, gediegener Arbeit zuwenden, je weniger Zeit werden sie für solche nutzlose Zeitverschwendung haben. Heute schon ist es solchen Frauen, die sich ernstlich beschäftigen, nicht möglich, einige Male in der Woche um vier Uhr des Nachmittags auszugehen und drei bis vier Stunden lang bei Kaffee, Kuchen und Conversation zuzubringen. Kommt man dann in der Hälfte des Abends nach Hause, so ist dieser ganz ebenso verloren, wie der Nachmittag; man ist zu müde, abgespannt, unlustig, um noch etwas anzufangen, als höchstens ein leicht zu lesendes Buch in die Hand zu nehmen, und geht gähnend und unzufrieden zu Bett, mit dem Vorsatz, sobald nicht wieder, was auch die anderen sagen mögen, „mit den Wölfen zu heulen."

Wie können aber Mütter, deren Kinder gerade in der Stunde aus der Schule kommen, wo die Mama in die „Kaffeevisite" geht, bestehen? Gerade jetzt wäre sie ihnen am nothwendigsten, um die Aufgaben zu überwachen, mit ihnen zu spielen, einen Spaziergang mit ihnen zu machen; — sie sieht es auch sehr wohl ein, sie fühlt, was ihre Abwesenheit Alles nach sich ziehen kann, „der verwünschte Kaffee!" aber man hat schon so oft gesagt, man sehnt sich auch einmal, wieder etwas Anderes zu sehen und zu hören, sie muß fort! „Man muß nicht müssen," sagt Nathan, wir haben es schon in der Literaturstunde gelernt, aber was nützt alle Weisheit der Welt vor dem Machtgebot des „Damenkaffee"? Wenn sie nach Hause kommt, liegen die Kinder im Bett, oder werden hineingelegt, der Gatte hat sich in seinen Club, oder, man verzeihe uns den süddeutschen Ausdruck, „in's Wirthshaus" verfügt sie sitzt allein und hat nun volle Muße, über die Gemüthlichkeit des „Damenkaffee" nachzudenken.

Jedoch nicht allein für die Frau und Mutter, auch für die Unverheirathete ist diese Art der Geselligkeit eine Zeitverschwendung zur unrechten Stunde, zur Stunde, die noch irgend einer wirklichen, einer sie selbst fördernden oder für Andere nützlichen Thätigkeit gewidmet sein sollte. Man ist gegenwärtig fast überall darauf bedacht, Institutionen zu schaffen, durch welche den Frauen auf verschiedene Weise Belehrung oder geistiger Genuß geboten wird, aber wir fürchten, die „Concurrenz" der Kaffeevisite wird diese Gelegenheit öfter nicht zur vollen Geltung kommen lassen. — Indessen sind wir gewiß die Letzten, die gesellige Befriedigung, welche darin liegt, angreifen zu wollen, wir wünschen nur, man möchte sie in eine bessere Zeit von dem Nachmittag auf den Abend — verlegen und die Männer dazu heranzuziehen suchen. Wenn die Frauen damit den Anfang machen, wenn sie sich ernstlich daran halten, die Nachmittags- und ersten Abendstunden, einen kurzen Spaziergang oder Ausgang abgerechnet, zu Hause zu sein, so wäre damit den Männern ein großer Vorwand genommen, ihre Abende auch fern von zu Hause zuzubringen.

Es ist eine durchaus unerfreuliche Thatsache, daß an vielen Orten der gesellige Verkehr zwischen Männern und Frauen immer mehr abnimmt, was für beide Theile gewiß kein Vortheil ist. Man sucht es durch das erhöhte politische Leben in Deutschland zu erklären, aber dies ist nicht stichhaltig; denn in Ländern, wo weit mehr politisches Leben herrscht, und viel länger herrschte als bei uns, ist dies nicht der Fall. In Frankreich, England, Belgien, Holland, theilweise auch in der Schweiz, bringen die Männer ihre Abende in der Familie, oder in Gesellschaft der Frau im Freundeskreise zu. Diesem Ziele müssen auch wir zusteuern.

Von der siebenten Abendstunde an kann und sollte jede Mutter und Hausfrau, ohne besondere Abhaltung, im Stande sein, ihr Haus ruhig auf einige Stunden zu verlassen, wenn sie nicht selbst Freunde bei sich sieht. Von dieser Stunde an ist jedem Menschen, Mann oder Frau, wenn er den Tag über fleißig gearbeitet, ein geselliges Ausruhen nicht allein erlaubt, sondern auch wirklicher und nachhaltiger Genuß. — Man rühmt so gern im Gegensatz zu andern Ländern den häuslichen Sinn der deutschen Frauen, aber mit einigem Unrecht. Keine Frau geht so viel und zu jeder Tageszeit aus, wie die deutsche. — Es ist bei uns nichts Seltenes, schon des Morgens um 9 Uhr Besuch zu bekommen, und dies geht den Tag über so fort. In den obengenannten Ländern hat man dafür seine bestimmten fest eingehaltenen Stunden, ja Tage. Die Französin empfängt an einem bestimmten Tage in der Woche und ist in schöner Toilette in den üblichen Stunden für jeden Besuch bereit. An den sechs übrigen Tagen verschwindet sie, und wenn sie keine Salon- oder Modedame ist, was sie doch selbst verständlich nicht Allesind, arbeitet sie recht tüchtig und ungestört, vom Morgen bis zum Abend, wo dann die Geselligkeit mehr oder weniger in ihr Recht tritt. Während der Faschingzeit erreicht diese ihren Höhepunkt; im Uebrigen aber und abgesehen von einem vier- bis sechswöchentlichen Landaufenthalt im Sommer verläuft das Leben der französischen Frau ungleich einförmiger und weniger abwechselnd, als das der deutschen, und vor allen Dingen hat sie keine Ahnung von dem Zauber eines „Damenkaffee". Das englische Frauenleben hat sehr viel Aehnliches damit, nur widmet man der Bewegung in freier Luft mehr Zeit; im Uebrigen jedoch kümmert sich die Engländerin sehr eingehend um Haus und Kinder, und wenn sie auch gerade in der Küche und bei den sonstigen häuslichen Geschäften nicht so viel mithilft, als die deutsche Frau, leistet sie dagegen sehr viel mit der Nadel, macht, wenn sie nicht gerade zu den Reichen gehört, ihre eigenen Kleider, sowie die der Kinder selbst, und hält ihre Zeit wohl zu Rathe. Ebensowenig dürfen wir uns verhehlen, daß die englischen Frauen, wenn sie sich ernsten Beschäftigungen und Studien hingeben, darin durchschnittlich eine höhere Stufe erreichen, als die deutsche Frau, da sich ihr Leben weit weniger zersplittert durch eine ungeeignete Eintheilung der Arbeits- und der Mußestunden.

Nirgends sonst, als in Deutschland, hat die Frau Jahr aus, Jahr ein so viel Zerstreuung und Vergnügung; jede Deutsche, die im Ausland in mittleren Verhältnissen gelebt hat, wird uns beistimmen: „Landpartien und Damenkaffees", sowohl in als außer dem Hause gibt es nur bei uns; Theater und Concerte nirgends sonst in solch reicher Fülle und durch die niederen Preise Jedermann zugänglich.

In Anbetracht Alles dessen wäre es gewiß kein allzugroßes Opfer, wenn auch die deutsche Frau ihre Mußestunden auf den Abend verlegte und den Tag der Arbeit widmete, gleich dem Manne, damit dann nach vollbrachtem Tagewerk Beide sich in gleichem geselligen Bedürfniß begegnen könnten. Würde diese Geselligkeit dann auch so einfach eingerichtet, wie bei den romanischen Völkern, wo die Bewirthung eine höchst untergeordnete Rolle spielt, so müßte dem geistigen Leben Deutschlands aus solch ungezwungener Vereinigung ein unendlicher Gewinn erwachsen, jedenfalls aber wäre es kein geringer Verdienst der deutschen Frauen, wenn sie, der „Kaffeevisite" entsagend, wenigstens den Versuch machten, eine andere Art der Geselligkeit hervorzurufen, dabei Goethe's weisen Spruch bedenkend:

„Tages Arbeit, Abends Gäste,
Sei mein künftig Zauberwort!"—

Die verlorene Braut.

„O, Vater, muß denn diese Heirath stattfinden? Mein ganzes Wesen sträubt sich dagegen!"

„Tochter, sei muthiger. Sicher wirst Du jetzt in Deinem Brautkleide und wo der Geistliche Dich schon zur Trauung am Altar erwartet, Dein gegebenes Wort nicht zurücknehmen?"

„Aber der Mann, den ich heirathen soll, handelt in einer so sonderbaren Weise. Mich an der Kirchthür zu erwarten, anstatt in unser Haus zu kommen und mit mir in die Kirche zu gehen? Vater, es ist sehr hart."

„Es wird aber bald überstanden sein," erwiderte Herr Morris. „Wenn Ihr erst täglich bei einander seid, wirst Du lernen, ihn zu lieben, denn er ist hübsch, einsichtsvoll und sicher ein guter Mann. Margaretha, mein liebes Kind, fasse Muth und zögere nicht länger, Die Stunde ist gekommen und Alles ist bereit."

* * *

Der Morgen war trübe und nebelig. Wolken bedeckten den Himmel und der entfernte Donner stellte einen baldigen Gewitterregen in Aussicht.

Trotz dieses unbefriedigenden Wetters fuhren zwei Equipagen nach dem Eingange der bekannten Kirche auf dem — Square in London. Aus dem einen stieg Herr Morris mit seiner Tochter; aus dem andern sprang ein einzelner Herr, auf dessen hübschem Gesichte sich nichts weniger als Heiterkeit zeigte, ging an die Seite des zitternden Mädchens, grüßte Beide ruhig, nahm ihre Hand aus dem Arme ihres Vaters und zog sie unter seinen eignen. Als sie die Stufen hinaufgestiegen waren, warteten sie einen Augenblick, bis die Personen in andern Kutschen ausgestiegen waren, die ihnen mit den Brautjungfern in die gefüllte Kirche folgten, wo sie vor dem Altar niederknieeten und die feierlichen Versprechen ablegten, die der Geistliche, der sie zu trauen hatte, von ihnen forderte.

Nachdem Francis Thompson und Margaretha Morris für Mann und Frau erklärt worden waren, verließ der Brautzug die Kirche und das Brautpaar setzte sich mit dem Herrn Morris in die Equipage, worin dieser mit seiner Tochter gekommen war.

Während der Fahrt nach der Wohnung des Herrn Morris richtete der Bräutigam einmal einige Worte an seine Begleiter über das unfreundliche Wetter, worauf eine kurze Antwort erfolgte, und dann schwiegen alle Drei wieder. Glücklicherweise war die Entfernung bis zum Hause nur kurz, und als sie erst von Freunden umgeben im Gesellschaftszimmer beisammen saßen, ließen sich Stimmen vernehmen und die Empfangsstunden verstrichen so angenehm wie gewöhnlich.

Zuletzt fingen die Gäste an, sich zu zerstreuen, und während der kurzen Aufregung des Abschiednehmens fühlte die junge Frau, daß ihr Gemahl ihr eine Note in die Hand drückte. Im nächsten Augenblick sah sie ihn mit dem Hut in der Hand nach der Hausthür gehen, und sie war überzeugt, daß der nächste Wagen, welcher fortrollte, ihn entferne.

Das war wirklich der Fall; denn zum Erstaunen aller Anwesenden war der Bräutigam fortgefahren und hatte seine Gattin in dem Hause ihres Vaters gelassen.

Seine arme junge Tochter von den noch anwesenden Gästen in ein einsames Zimmer fortführend, nahm Herr Morris aus ihrer zitternden Hand die erwähnte Note und las sie mit einem ernsten Ausdruck und ärgerlichen Auge:

„Mistreß Thompson, theure Madame, Sie werden wahrscheinlich über meine plötzliche Abreise verwundert sein, und es erfordert nur wenige Worte, um meine Stellung zu erklären. Diese Ehe ist meinen Gefühlen zuwider. Nichts, als das feierliche Versprechen, das ich meinem sterbenden Vater gegeben, konnte dieses Opfer möglicherweise rechtfertigen. Wir sind einander beinahe ganz fremd, haben einander in den letzten drei Monaten nur sechsmal gesehen und das in der förmlichsten Weise, und ich bin fest überzeugt, daß dieser Geschäftsvertrag unserer Eltern Ihnen eben so zuwider ist, wie mir selbst. Da ich die feste Ueberzeugung habe, daß keines unserer Herzen sich über eine Trennung grämen wird, so entbinde ich Sie aller Verpflichtungen als meine Gattin und gebe Ihnen Ihre vollkommene Handlungsfreiheit, während ich Sie zu derselben Zeit gänzlich und auf immer von meiner Gegenwart befreie. Die Achtung des Andenkens meines theuren Vaters wird mich immer veranlassen, mich zu erinnern, daß Sie meine von ihm erwählte gesetzliche Gattin sind; deshalb wird meine Börse und deren Inhalt stets zu Ihrer Verfügung stehen, aber außerdem, daß ich Ihnen jährlich eine gewisse Summe übermache, werden Sie nichts von mir hören. Ich bin kein geduldiger Mann und deshalb wird die Ceremonie, die uns verbunden hat, für mich auf immer eine nutzlose Quelle der Bitterkeit sein, aber seien Sie versichert, ich werde Sie treu im Geiste behalten. Leben Sie wohl.

Francis Thompson."

* * *

Acht Jahren sind seit dem eben erzählten sonderbaren Ereigniß vergangen und jetzt führen wir unsere Leser nochmals in dasselbe Haus in Regent-Street in London. Aber die schweigende Trauer, die jetzt in demselben herrscht, ist von der hochzeitlichen Ausschmückung, die uns damals begrüßte, weit verschieden. Der Tod ist hier eingekehrt und ein paar Tage vorher wurde die irdische Hülle des Herrn Morris ihrer letzten Ruhestätte übergeben. Als wir nun in dem Empfangzimmer umsehen, aus dem unter dem Hammer des Actionators bereits alle Möbel verschwunden sind, sehen wir blos einen ältlichen Herrn und eine junge Dame, deren tiefe Trauerkleidung, schwarze Haube und Crepeschleier wie ihre mit Thränen gefüllten Augen uns zeigen, daß sie die verwaiste Tochter des verstorbenen Samuel Morris ist. Ja, Margaretha Thompson, die verlassene Gattin, steht im Begriff, nach einer neuen Heimath, in einem neuen und glücklicheren Lande, und wo möglich einem neuen und glücklicheren Leben entgegen zu gehen. Sie hat das Anerbieten theurer Freunde, des Herrn Beverly und dessen Gattin, angenommen, ihnen eine Tochter zu werden, ihren Namen anzunehmen und mit ihnen in eine Heimath zu gehen, die sie sich in Amerika suchen wollen, wo sie vielleicht die trüben Erfahrungen ihres jungen Lebens vergessen könne. Sie war jetzt 24 Jahre alt und in ihrem Aeußern von dem jungen, bleichen Mädchen sehr verschieden, die vor so vielen Jahren vor dem Altar knieete. Schön von Gesicht, vollkommen in ihren Formen und sehr kenntnißreich, da sie die meisten dieser Jahre in Zurückgezogenheit und mit Studien beschäftigt verlebt hatte, stieg sie mit einem leichtern Herzen und mit mehr Hoffnung, als sie es für möglich gehalten hatte, da sie der einzigen Heimath, die sie gekannt, Lebewohl sagen mußte, mit ihrem Adoptivvater in die Equipage, die auf sie gewartet hatte. Die dort verlebten Stunden aber waren seit dem Tode ihrer Mutter so traurig gewesen, daß sie sich nach andern Scenen und nach andern Pflichten sehnte. Herr Beverly und seine Gattin kannten die traurige Geschichte ihrer jungen Freundin sehr gut, und da sie fühlten, daß sie mit ihnen in dem Verlust ihrer einzigen Tochter sympathisiren könne, so waren sie in sie gedrungen, die Leere in ihrem Herzen, die durch den Tod ihrer Tochter entstanden war, auszufüllen. Sie beabsichtigten also, ein Jahr durch die Vereinigten Staaten Nordamerikas zu reisen und sich dann an einem ruhigen Orte in der Nachbarschaft von New York niederzulassen, und waren sehr erfreut, als sie ihren Vorschlag annahm und sich vorbereitete, sie zu begleiten.

Madge, wie ihre neuen Eltern sie nannten, nahm während der Reise an Munterkeit, Gesundheit und Schönheit außerordentlich zu. Sie erfreute sich mit ihren Adoptiveltern jedes neuen interessanten Gegenstandes und bewies sich als eine furchtlose und enthusiastische Freundin von Abenteuern; und als zuletzt ein paar Stunden von New York ein schönes Landhaus gekauft und höchst geschmackvoll eingerichtet worden war, war sie ebenso bereit, heiter in die Vergnügen des häuslichen Lebens einzutreten. Die Stelle, die sie sich zu ihrer neuen Heimath auserkoren hatten, überblickte den Hudson, während die Gründe, welche das Haus umgaben, nur durch eine niedrige Hecke von der eben so schönen Wohnung, die von einer Mistreß Lee, einer Wittwe, bewohnt wurde, getrennt waren. Das Haus gehörte aber dem einzigen Bruder der Mistreß Lee, der von einer sehr ausgedehnten Reise täglich zurückerwartet wurde.

An einem schönen Abend saß Madge ganz allein auf der kühlen Piazza und dachte an die traurige Vergangenheit, während ihre Augen auf die tanzenden Gewässer des Flusses gerichtet waren, auf denen die Strahlen des Mondes zitterten und sie wunderschön beleuchteten. Sie liebte diesen reizenden Anblick, aber jetzt waren ihr Herz und ihre Gedanken, obschon sie darauf blickte, weit entfernt.

Herr und Mistreß Beverly waren den ganzen Nachmittag in New York gewesen, von wo sie erst des Abends spät zurückkehren wollten, während sie ihre Nachbarin, Mistreß Lee, deren Gesellschaft sie außerordentlich liebte, den ganzen Tag nicht gesehen hatte, da dieselbe, wie sie wußte, an diesem Tage sich ganz ihrem Bruder widmete, der glücklich angekommen war.

Sie fühlte sich daher sehr einsam und es war ihr gar nicht unangenehm, daß sie dadurch, daß sie den Kutscher der Mistreß Lee bemerkte, der sich ihr näherte, von ihren traurigen Gedanken abgezogen wurde.

„Nun, Robert," fragte sie, als sie bemerkte, daß der Mann zu sprechen zögerte, „haben Sie mir eine Botschaft zu überbringen?"

„Ja, Miß, aber keine erfreuliche. Meine Gebieterin ist aus der Kutsche geworfen worden und sehr verletzt. Wir wünschen sehr, daß Mistreß Beverly oder Sie selbst hinüberkommen, wenn es Ihnen möglich ist."

„Sicher. Ich werde sofort kommen, da Mama nicht zu Hause ist," erwiderte Madge.

Nachdem sie einer Dienerin gesagt hatte, wohin sie gerufen worden sei, stieg sie die Treppe hinab und verschwand in der kleinen Oeffnung in der Hecke, die nach den Gründen des Nachbars führte. Sie stieg dann die breite Treppe hinauf, trat in das Zimmer der Mistreß Lee und näherte sich dem Bett, auf dem dieselbe lag.

Als sie das that, stand ein Herr auf, der ihr an der Seite ihrer Freundin Platz machte.

„Ist sie sehr krank?" fragte Madge, ohne aufzublicken.

„Ich befürchte, daß sie sehr verletzt ist, obschon nicht todesgefährlich. Ich kehrte diesen Morgen zurück, und da der Tag so schön war, bat ich meine Schwester, mit mir auszufahren. Als wir bei unserer Rückkehr den Centralpark verlassen hatten, wurden die Pferde erschreckt, sie gingen durch und wir Beide wurden auf den Grund geworfen. Seitdem ist sie bewußtlos, ausgenommen in Zwischenräumen. Sie ist auf den Kopf gefallen; aber der Arzt welcher uns eben verlassen hat, sagt, sie werde sich wieder erholen, wofern keine Gehirnentzündung eintrete. Um einer solchen vorzubeugen, soll ihr Kopf fortwährend Umschläge von kaltem Wasser bekommen. Darf ich Sie bitten, sich neben die Krank zu setzen, während ich die ihr verordnete beruhigende Medicin besorge?"

„Sicher, Sir. Ich werde für meine arme Freundin Alles thun, was in meiner Kraft steht. Mama war nicht zu Hause, außerdem würde sie mich begleitet haben," antwortete sie, aber ihre Stimme zitterte, als sie sprach, und ihre Lippen erblaßten, denn in dem vor ihr stehenden Manne erkannte sie ihren Gatten, Francis Thompson.

Ihr Gesicht seinem Blick entziehend, beugte sie sich über Mistreß Lee und wisperte ihr beruhigende, liebende Worte in das Ohr, die, wie sie sah, gehört und gewürdigt wurden.

Sich dann nach dem verletzten Kopf wendend, legte sie auf die heißeste Stelle desselben Leinwandumschläge, die in kaltem Wasser angefeuchtet worden waren, bis die Patientin ruhig wurde.

„Madge, bleiben Sie die Nacht bei mir, wollen Sie?" fragte sie.

„Ja, wenn Sie es wünschen. Es thut mir so sehr leid, Sie in diesem Zustande zu sehen."

„Ich bin erfreut, daß Sie willens sind, hier zu bleiben, Miß —. Verzeihen Sie, wenn ich Sie um Ihren Namen bitte?" sagte Herr Thompson.

„Miß Beverly, das ist mein Bruder," sagte die Kranke. „Ich hätte ihn Ihnen schon vorstellen sollen, aber —" Ein heftiger Schmerzanfall unterbrach sie, dem eine Ohnmacht folgte.

„Strenge Dich nicht an zu sprechen, Schwester. Miß Beverly und ich werden Dich die ganze Nacht hindurch pflegen. Halte Dich vollkommen ruhig und versuche zu schlafen. Einstweilen will ich diesen bequemen Armstuhl für Deine Freundin an Deine Seite rücken, während ich mich in die Ecke des Sophas setze. Ich glaube," fügte er dann in einem leisen Tone hinzu, „daß mein armer Kopf sehr erschüttert worden ist; ich habe ein sehr heftiges Kopfweh."

„Ja, Sir!" rief Madge aus, „Sie sind in der That verletzt! Ihr Haar ist mit Blut befleckt und Ihre Lippen sind ganz blaß. Erlauben Sie mir gefälligst, mich zu überzeugen, bis zu welcher Ausdehnung Sie verletzt sind?"

Auf einen Sitz niedersinkend, hatte der Kranke keine Einwendung zu machen, als sie Wasser brachte, das Blut sorgfältig abwusch, die braunen Locken von der Wunde abschnitt und die Haut zusammenzog, wozu sie sich schmaler Streifen von Heftpflaster bedienten, die sie aus einem Arzneikasten, der auf dem Tische stand, nahm.

„Ich danke Ihnen, Miß Beverly. Sie sind sehr gütig; aber ich versichere Sie, es thut mir sehr leid, Ihnen so viel Mühe zu machen."

„Es ist keine Mühe, Sir. Es ist mir erfreulich, Ihnen einen Dienst leisten zu können. Wollen Sie mir nun den Gefallen thun, sich auf das Sopha zu legen, und mir zu erlauben, Sie Beide zu überwachen?"

Ein Kissen unter seinen Kopf legend, ruhte Madge nicht eher, bis ihr Verlangen erfüllt war. Dann stellte sie die Nachtlampe, so daß kein Lichtstrahl die Augen der beiden Leidenden treffen konnte, setzte sich dann zwischen sie, nachdem sie vorher eine Botschaft nach Hause gesandt hatte, und dann begann sie ihre lange Nachtwache.

Ihre Gefühle während dieser Stunden waren vielfach und sehr verschieden, während sie so unerwartet dasaß, die Schwester ihres Gatten ihre Hand gefaßt hielt und dieser Gatte nur zwei Fuß von ihr entfernt auf dem Sopha lag.

Sie brauchte nicht ängstlich zu sein, denn die Augen, welche so oft auf ihrem Gesicht ruhten, sahen nicht die geringste Aehnlichkeit in der reinen Gesichtsfarbe, den rothen Lippen und der königlichen Form, die vor ihm stand, mit der armen jungen Frau, die er vor neun Jahren in einer so sonderbaren Art verlassen hatte. Dann war auch der Name so verschieden, daß er wohl getäuscht werden konnte. Er war mit Margaretha Morris ehelich verbunden worden, während Madge Beverly die Dame war, deren weiche Hand seinen krankenKopf beruhigt und deren blaue Augen so oft ängstlich auf ihm geruht hatten.

(Schluß folgt.)

Dr. Heinrich Achenbach, preußischer Handelsminister.

Nächst Kirche und Schule sind Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten in unserm staatlichen Leben zur Zeit wohl diejenigen Gebiete, welche das hervorragendste Interesse in Anspruch nehmen; es konnte daher nicht fehlen, daß deren Leiter die allgemeine Aufmerksamkeit in besonderer Weise auf sich gezogen haben. In Preußen mußte letzteres um so mehr der Fall sein, als der König unmittelbar nach seiner Rückkehr von St. Petersburg sich entschloß, eine neue Kraft an die Spitze des preußische Handelministeriums zu berufen. Der bisherige Leiter derselben, Graf Itzenplitz, welcher im März 1862 zunächst in das landwirthschaftliche, zu Ende jenes Jahrs in das Handelsministerium eingetreten war, hatte schon mehrfach und namentlich noch im vergangenen Herbst den Wunsch zu erkennen gegeben, mit Rücksicht auf sein hohes Alter aus seiner Stellung zu scheiden. Da jedoch jüngst gegen seine Verwaltung mannigfache schwere Anschuldigungen erhoben worden waren, so hielt er es für eine Ehrenpflicht, nicht eher sein Amt andern Händen zu übergeben, als bis er Gelegenheit gehabt, seine persönliche Amtsführung gegen jedes Bedenken zu rechtfertigen.

Nachdem eine durch königliche Cabinetsordre eingesetzte Specialuntersuchungscommission inzwischen ihre Arbeiten, soweit dieselben die Person des Grafen v. Itzenplitz betreffen konnten, geschlossen hatte, durfte der Minister durch die Ergebnisse der letztern seinen Zweck für erreicht halten: er erneuerte sein Abschiedsgesuch, und der König genehmigte dasselbe unter dem Ausdruck der Anerkennung für die langjährigen, in einem für das Vaterland so bedeutungsvollen Jahrzehnt geleisteten Dienste und unter Verleihung einer der höchsten Ordensdecorationen.

Bei Berufung eines Nachfolgers des Grafen Itzenplitz kam es unter den jetzigen Verhältnissen mehr wie je darauf an, die Leitung des Handelsministeriums einer frischen und vollen Kraft anzuvertrauen. Im Lande selbst wie in der Presse desselben hatte man eigentlich allgemein nur einen Namen als den des künftigen Handelsministers bezeichnen hören, den Namen eines in seinen privaten Verhältnissen wie in allen seinen vielen und verschiedenen amtlichen Stellungen gleicherweise unantastbaren, überall als wohlwollend, begabt und hervorragend rechtschaffen bekannten Mannes, den des Unterstaatssecretärs Dr. Achenbach.

Wie vor etwas mehr denn Jahresfrist dem Nachfolger des Staatsministers v. Mühler, Dr. Falk, so wurde mit nicht minderer Freude jetzt dem Amtsantritt des Dr Achenbach volles Vertrauen entgegengetragen; am 14. Mai veröffentlichte das amtliche Organ der königlichen Staatsregierung die Tags zuvor vollzogene Ernennung, welche sogleich zur Kenntniß der gerade versammelten Landesvertretung gebracht und von dieser mit einem „vox populi, vox Dei" begrüßt würde.

Heinrich Achenbach stammt aus einer alten evangelischen Familie, die seit Jahrhunderten im Fürstenthum Siegen ansässig, in der gleichnamigen Stadt in amtlicher und außeramtlicher Thätigkeit um dieselbe sich mannigfache Verdienste erworben hat. Heinrich Achenbach ist in Dialekt, Wesen, Charakter bis heute noch ganz und gar Siegener, wiewohl er zu Saarbrücken — am 23. November 1829 — geboren ist, wo sein Vater damals Beamter der königlichen Bergwerke war. Beamter, sollte nach des Vaters Willen auch der Sohn werden. Heinrich Achenbach besuchte, da der Vater aus dem rheinischen District bald in seine Heimatsstadt Siegen versetzt wurde, zunächst die dortige Realschule, später das Archigymnasium zu Soest und sodann die Universitäten zu Bonn und Berlin. Er widmete sich dem Studium der Rechtwissenschaften mit regstem Eifer und legte seine drei juristischen Staatsprüfungen ab. Seine staatliche Laufbahn begann er im Jahr 1851 als Auscultator bei dem Kreisgericht des Heimatsorts seiner Familie. Nachdem er dann vorübergehend bei der höhern Gerichtsbehörde in Arnsberg thätig, häufig am Rhein und in Berlin gewesen und inzwischen Assessor und Kreisrichter geworden war, trat er 1858 als Justitiar an das Oberbergamt zu Bonn, wo er an der dortigen Universität sich gleichzeitig als Privatdocent für deutsches Recht habilitirte und 1860 zum Professor ernannt wurde. In diese Zeit fällt ein wesentlicher Theil von Achenbach's schriftstellerischer Thätigkeit. Er verfaßte ein Werk über die Agrarverhältnisse der Deutschen in älterer Zeit, ein deutsches wie ein französisches Bergrecht und mehrere Bücher, betreffend die Localgeschichte des Fürstenthums Siegen, für welche ihm von jeher und bis auf die neuste Zeit ein besonderes Interesse eigen war. Endlich wurde er Begründer einer vortrefflichen Zeitschrift für Bergrecht, die jetzt bereits ihren dreizehnten Jahrgang erlebt und bis zu der Ernennung Dr. Achenbach's zum Staatsminister denselben zu ihren thätigsten Mitarbeitern gezählt hat.

Es konnte nicht fehlen, daß ein Mann von so mannigfacher und bedeutender Thätigkeit die Aufmerksamkeit selbst entfernter und der höchststehenden Kreise auf sich lenken mußte. So kam es denn, daß Achenbach 1866 als Geheimer Bergrath und vortragender Rath in das Handelsministerium berufen wurde, bis zu dessen Chef er in dem für solche Stellungen seltenen Lebensalter von noch nicht 44 Jahren in kaum sieben Jahren emporgestiegen ist. Einmal in Berlin, wurde bald Graf Bismarck auf ihn aufmerksam, dessen in hohem Grade ihn unterstützende Eigenschaft es ist, für hervorragende Stellungen auch die passenden Persönlichkeiten mit eben so vielem Geschick wie politischem Takt aufzufinden. Achenbach's Thatkraft und Leistungsfähigkeit waren im der neuen Hauptstadt des Deutschen Reichs gerade am rechten Platz; schon 1870 wurde er in das Reichskanzleramt gezogen; er hatte als dessen Delegirten bei den belebtesten Debatten, die, abgesehen von den Religionsangelegenheiten, der deutsche Reichstag gehabt, bei denen über das Haftpflichtgesetz wie später über das Reichsbeamtengesetz so wohl in den Commissionssitzungen wie im Hause selbst die Reichsregierung zu vertreten. Aus dieser Zeit stammt auch die anfangs auf gegenseitiger Unterstützung, dann auf aufrichter Werthschätzung beruhende Freundschaft des Dr. Achenbach mit seinem damaligen und jetzigen Collegen, dem Cultusminister Dr. Falk, welcher in jener Zeit juristischer Vertreter Preußens in Bundesrath war.

Achenbach hatte sich in den wichtigsten deutschen Angelegenheiten wie früher schon in nur preußischen, z. B. 1869 als Vertrauensmann der Regierung bei der ersten Berathung der Kreisordnung, stets gleich bewährt, sodaß es kaum wundernahm, daß der kaum Vierzigjährige, als Dr. Falk das schwere Erbe v. Mühlers antrat, 1872 dessen Unterstaatssecretär im Cultusministerium wurde. In dieser Stellung stand er dem neuen Minister kräftigst bei Lösung der großen Aufgaben zur Seite, die jenes harrten; namentlich wirkte er wesentlich mit bei der Durchbringung der neuen kirchen-politischen Gesetze wie bei den Verordnungen für Verbesserung des Volksschulwesens im Laufe des letzten Jahrs.

Seit dem Herbst 1871 galt Dr. Achenbach bereits als der berufene Nachfolger des Chefs des Handelsministeriums, unter welchem er selbst lange thätig gewesen war, und dem er in der neugeschaffenen Stellung eines Unterstaatssecretärs zur Seite trat, als die im Abgeordnetenhaus zur Sprache gebrachten Vorgänge die Stellung des damaligen Handelsministers unhaltbar zu machen begannen. Dr. Achenbach wurde selbst der Commission, welche jene Vorgänge untersuchen sollte, beigegeben und schied aus ihr durch seine am 13. Mai erfolgte Ernennung zum Staatsminister für Handel, Gewerbe und öffentliche Arbeiten sowie zum Chef der Preußischen Bank.

Als Vertreter des Wahlkreises Siegen-Wittgenstein im Abgeordnetenhaus, war Dr. Achenbach schon im Jahr 1866 einer seitdem ununterbrochenen parlamentarischen Thätigkeit zugeführt worden; da man ihn bei mehrern Beförderungen, durch die eine Neuwahl bedingt wurde, in dem heimatlichen Kreise stets wieder wählte, so hat der Minister wohl alle Aussicht, auch als solcher durch das Vertrauen seiner Landsleute wiederum in die Landesvertretung gewählt zu werden, innerhalb welcher er der freiconservativen Fraction, zu deren Mitbegründern er zählt, angehört hat.

Blickt man auf die selten mannigfache Thätigkeit, die Dr. Achenbach in den verschiedensten amtlichen Stellungen entwickelt hat, so kann man der preußischen Regierung zu der Wahl ihres jüngsten Ministers wohl Glück wünschen. Auf staatlichen, parlamentarischen wie privaten Gebieten — als Mitglied des Centralcomites für die Pflege verwundeter und erkrankter Krieger gleich angesehen und bewandert, huldigt Achenbach vor allem dem Grundsatz, den Kräften des Landes eine möglichst freie Entwickelung zu gönnen; er ist ein Gegner bureaukratischer Beengungen und Einschränkungen, will jedermann freie Thätigkeit gewähren und den Staat gern helfend und fördernd wo es nöthig ist eintreten lassen, aber er ist ein unbedingter Vertreter des Gesetzes, das er, wo es nicht gut und zeitgemäß, geändert, wo es aber besteht, unbedingt geschützt wünscht. Er ist für jede Freiheit in staatlicher wie privater Thätigkeit, aber für Freiheit auf gesetzlicher Grundlage: Wahrheit und Recht, Freiheit und Gesetz ist, wenn auch vielleicht nicht dem Wort, so doch der That nach das Motto seines Charakters, der durch und durch der des fränkischen Volksstamms ist, dem sein Träger entsprossen. Möge er, was sein Vorleben verspricht, was die Mitlebenden von ihm hoffen, der nationalen Wohlfahrt auch zu gewähren im Stande sein!

— Der Ausschuß der Deutschen Gesellschaft zur Rettung Schiffbrüchiger hat am 29. Mai zu Berlin seine ordentliche Generalversammlung abgehalten. Dabei wurde der Zutritt des frühern Vaterländischen Vereins zur Rettung Schiffbrüchiger sowie des Oesterreichischen Rettungsvereins zu der Gesellschaft constatirt. Die Gesellschaft umfaßt gegenwärtig 42 Bezirksvereine, von denen 21 dem Küstengebiet, 21 dem Binnenland angehören; die ordentliche Mitgliederzahl beträgt 22,648, die außerordentliche 967 Personen. Seit dem Bestehen der Gesellschaft sind durch die Bemühungen derselben 558 Personen dem Tod entrissen worden. Im vorigen Jahr waren im ganzen 129 schwere Seeunfälle zu verzeichnen, von denen 69 auf den Monat November fallen. Es konnten im Jahr 1872 nur 14 Rettungsstationen in Thätigkeit treten, welche 31 Personen aus dem Meer retteten, außerdem wurden noch 6 Personen mit Hülfe des Raketenapparats aus einem durch die Sturmflut (13. November) überschwemmten Haus gerettet. Die Jahresrechnung schloß mit 55,813 Thlr. in Einnahme und Ausgabe und einem Vortrage 28,914 Thlr.

— Auch in Südamerika gewinnt die deutsche Kunst an Boden und Ansehen. Man meldet aus Rio de Janeiro, daß ein junger, aus Baiern kommender Historienmaler, Alfred Seelinger, der schon in früher Jugend mit seinen Eltern nach Südamerika ausgewandert war, zu einem bedeutenden künstlerischen Ruf gelangt ist. Derselbe ist jetzt Professor am k. Lyceum und bereits Inhaber von 12 silbernen und goldenen Preismedaillen. Seelinger, der seinem deutschen Vaterland mit Liebe ergeben blieb spendete im vorigen Jahr dem Comite in Rio, welches zum Besten der deutschen Verwundeten und Hinterbliebenen der Gefallenen sammelte ein vortreffliches Bild „Spartacus gladiator", welches zu diesem Zweck zur Verloosung gebracht wurde, und dessen Vorzüge von den brasilianischen Journalen sehr gepriesen worden sind.

— Der von dem Generalpostdirector Stephan angeregte Plan eines Welt-Postcongresses, welcher schon Mitte 1871 an die verschiedenen Staaten zur Vertheilung kam, soll nun auf Anregung mehrer betheiligter Postverwaltungen mit der wiener Weltausstellung zusammenfallen. Das deutsche Reichskanzleramt wird inzwischen die officiellen Einladungen zur Beschickung des Congresses erlassen. Unter den allgemeinen Propositionen, welche den Berathungen des Congresses zur Grundlage dienen sollen, sind folgende zu erwähnen: Das Briefporto für den internationalen Austausch wird auf 20 Cent. oder 2 Sgr. festgesetzt; unfrankirte Briefe zahlen 40 Cent., bei der Seebeförderung von mehr als 300 Knoten kann als Seeporto ein weiterer Betrag bis zu 20 Sgr. erhoben werden; das Gewicht des einfachen Briefs wird auf 15 Gramme, das der Drucksachen auf 50 Gramme mit 10 Cent. Porto festgesetzt (auf den Seewegen event. 10 Cent. mehr); zur Frankirung kann der Absender sich der Freimarken rc. bedienen, welche eine allgemeine Gültigkeit haben; Portofreiheit findet überall nicht statt.

Falsche Ansicht.

„Hinaus mit dem Hund! Wissen Sie nicht, daß es strengstens verboten ist, Hunde in's Gasthaus mitzunehmen!" — „Da schau'n S'—nimm ich ihn mit? Seh'n S' nicht, daß er mich mitnimmt!"